

Lieblingsmedien in der Lehre

Wir fragten Medizinethnolog*innen nach Texten, Büchern, Filmen oder anderen Medien, die sie in der medizinanthropologischen Lehre immer wieder gerne einsetzen. Uns interessiert: Warum eignet sich der Text bzw. das Medium besonders gut für die medizinanthropologische Lehre? Was kann an ihm gut aufgezeigt oder diskutiert werden? Zu welchen Einsichten führt dies bei Studierenden? Und inwiefern lässt sich mit den diskutierten Texten bzw. Medien gut weiterdenken?

Wir freuen uns, dass wir mit diesem Anliegen auf so positive Resonanz gestoßen sind und präsentieren hier den ersten Teil einer als lose Folge geplanten Serie, der kurze essayistische Texte, theoretische Review-Artikel und persönliche Rückblicke auf langjährige Lehrerfahrung einschließt. Wir hoffen, dass die Beiträge den Anfang eines längerfristigen Austausches und gegenseitiger Inspiration bezüglich medizinanthropologischer Lehre darstellen werden. Wer Interesse hat, für eines der folgenden Curare-Hefte einen Text auf Deutsch oder Englisch zu schreiben, ist herzlich eingeladen, sich bei der Redaktion zu melden: curare@agem.de

Favourite Media in Teaching

We asked medical anthropologists about the texts, books, films or other media that they like to use in teaching. We were interested in the following questions: Why is a specific text or medium especially suitable for teaching medical anthropology? What can be demonstrated or discussed particularly well using the text or medium in question?

We are pleased to have received such positive responses and present here the first part of a series, which includes short essayistic texts, theoretical review articles and personal reviews of many years of teaching experience. We hope that the contributions will be the beginning of long-term exchange and mutual inspiration regarding medical anthropology teaching. Anyone interested in writing a text in German or English for a forthcoming Curare issue is welcome to contact the editorial board at curare@agem.de

Arthur E. Imhofs Arbeiten zur Historischen Demographie

MICHAEL SIMON

Die Bitte der Redaktion, über einen Text zu schreiben, der mir persönlich für die medizinanthropologische Lehre besonders wertvoll erscheint, gibt mir Gelegenheit, auf die Arbeiten von ARTHUR E. IMHOF hinzuweisen. Sie waren in den 1980er-Jahren, als ich meine eigene akademische Ausbildung erfuhr, richtungsweisend für mich und haben mich in der Lehre bis heute begleitet. Manche mögen dieses Eingeständnis als Armutszeugnis verstehen, als fehlende Bereitschaft, auf dem schnell drehenden Publikationskarussell der wissenschaftlichen Moden sitzenzubleiben und jede neu eingeläutete Runde mitzufahren. Als Student in den 1970er- und 80er-Jahren erschien es mir unerträglich, von meinen akademischen Lehrern Lektüreempfehlungen anzunehmen, die etwa aus den 1950er-Jahren stammten. Sprache und Begrifflichkeiten vieler dieser Schriften wirkten auf mich derart veraltet, dass es mir schwerfiel, den Gedanken dieser Autoren – natürlich waren es in der Hauptsache Männer – nahezukommen, ganz abgesehen davon, dass mich ihre Probleme und Fragestellungen wenig ansprachen. Nun begehe ich also im fortgeschrittenen Alter denselben Fehler wie meine damaligen Professoren, deren Haltung sich wissenschaftsbiographisch vielleicht nicht entschuldigen, aber doch erklären lässt.

Meiner Vorstellung nach bildet sich im Laufe eines Wissenschaftlerlebens so etwas wie ein Paradigma aus, ähnlich wie es THOMAS S. KUHN (1962) für wissenschaftliche Disziplinen in seinem Buch über die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen beschrieben hat. Die Lehrjahre sind demnach so etwas wie eine vorparadigmatische Phase, in der man verschiedene konkurrierende und sich zum Teil widersprechende Ansätze kennenlernt und anfängt, diese Ideen für sich zu sortieren, nicht zuletzt dadurch, dass man sich auf bestimmte Schwerpunkte und Fragestellungen konzentriert, für die man nach passenden Ant-

worten sucht. Das ist eine zum Teil von großen Selbstzweifeln begleitete Phase, in der vieles nicht zueinander zu passen scheint, die aber auch beglückende Momente kennt, und zwar immer dann, wenn sich wie bei einem Puzzlespiel Teile aneinanderfügen. Mit der Zeit zeichnet sich auf diesem Wege ein immer festeres wissenschaftliches (Welt-)Bild ab, das man durchaus mit einem Paradigma vergleichen kann, weil es den Forschenden die Welt sehen lässt, wie er sie erklären kann.

Verschärft wird dieser Prozess dadurch, dass bei einer akademischen Laufbahn in Deutschland irgendwann neben die Forschung auch die Lehre tritt. Nach dem Humboldt'schen Bildungsideal versuchen wir hierzulande beides miteinander zu verbinden, was ich persönlich als unschätzbaren Vorteil sehe, aber was auch gewisse Nachteile mit sich bringt. Akademische Selbstzweifel lassen sich nämlich in der Lehre – anders als in der Forschung – nur bedingt ausleben. Man kann nicht nur offene Fragen und Probleme unterrichten, sondern muss auch Kompetenzen und Wissen ausbilden, um Orientierungen zu vermitteln. Ohne solche Grundlagen, ohne die Heranführung und Auseinandersetzung mit bestehenden Diskursen, an die wir alle irgendwie – im besten Falle begründet – „glauben“, kann eine wissenschaftliche Ausbildung kaum gelingen, zumindest nicht bei Kursgrößen mit 30 Studierenden und mehr. Als hermeneutisch argumentierende Wissenschaft üben wir uns zwar darin, die Komplexität der von uns betrachteten Phänomene durch das Aufzeigen unterschiedlicher (offener) Deutungsangebote zu verstehen, aber auch dieser Zugang ist letztlich eine Glaubensfrage mit einschränkenden Antworten. Sie führen unter dem Eindruck einer sich stetig verändernden Welt mit neuen Herausforderungen über kurz oder lang zu den dann notwendigen wissenschaftlichen Revolutionen, deren Erkenntnisfortschritte mit der Zeit

ein neues Paradigma ausbilden, ohne dass – und auch dies zeigen die Arbeiten von Kuhn – damit die überkommenen Aufgabenstellungen dauerhaft weiterverfolgt werden. An diesen Naht- und Bruchstellen diskursiver Entwicklungen bilden sich in der Wissenschaftslandschaft zwangsläufig Generationengrenzen aus zwischen denjenigen, deren akademische Leitfragen immer weniger Beachtung erfahren, und jenen, die mit ihren neuen Interessen konkurrierende Deutungs- und Ordnungsmuster zu entwickeln beginnen. Damit ist nicht gemeint, dass sich ältere Forschende nur an dem orientieren, was sie einst „gelernt“ haben, und nicht fähig sind, aktuellen Fragestellungen zu folgen. Dennoch wird man ein Festhalten an vielen persönlich gewonnenen Grundüberzeugungen ebenfalls annehmen müssen, da auch eine Wissenschaftlerbiografie nach Konsistenz, Struktur und Kontinuität verlangt. Für den wissenschaftlichen Fortgang mag dieser Umstand vordergründig problematisch erscheinen. Allerdings trägt er auch dazu bei, dass einmal gewonnene Einsichten zumindest bedingt präsent bleiben und unter dem Eindruck einer neu verstandenen Wirklichkeit als Korrektiv genutzt werden können.

Dieser Gedanke gibt mir die Zuversicht, hier an einen Autor und seine Werke zu erinnern, die mir selbst einmal sehr hilfreich waren, obwohl sie zwischenzeitlich ohne Frage in die Jahre gekommen sind. Gemeint sind die Beiträge von ARTHUR E. IMHOF, die er in den 1970er- und 80er-Jahren zur Historischen Demographie veröffentlicht hat und die allesamt im Münchner Verlag C. H. Beck erschienen sind. Gelesen habe ich damals u.a. seine *Einführung in die Historische Demographie* (1977), das Buch *Die gewonnenen Jahre* (1981), *Die verlorenen Welten* (1984) und *Die Lebenszeit* (1988). Das Anliegen dieser Bücher ist nicht schwer zu fassen: Auf der Grundlage von historischen Bevölkerungsdaten, die vornehmlich durch die statistische Auswertung von Kirchenbucheinträgen und staatlichen Quellen gewonnen wurden, unternimmt IMHOF den Versuch darzustellen, wie grundlegend sich unser Alltagsleben zur Gegenwart hin durch den Prozess der Demographischen Transition verändert hat und wie aussagekräftig in diesem Zusammenhang allein das Geburten- und Sterbegeschehen ist, das keineswegs einer natürlichen Ordnung unterliegt, wie man meinen möchte, sondern kulturell geprägt wird.

Schaut man für unsere Regionen in die Zeit der Vormoderne, erkennt man durch die Auswertung von Bevölkerungsdaten die Existenz recht junger Gesellschaften mit einem regen Geburtsgeschehen, das aber zu keiner Überbevölkerung führt, da die damaligen Geißeln der Menschheit, „Pest, Hunger und Krieg“, ständig dafür sorgen, dass die meisten Menschen nicht besonders alt werden und schnell wieder sterben. Der Tod ist in diesen Gesellschaften ein ständiger Begleiter und das Sterbegeschehen ist in der Regel nicht mit einem langen Siechtum verbunden, sondern mit einem schnellen Exitus. Im Übergang zur Moderne, im Prozess der demographischen Transition, verschieben sich die Gewichte durch eine abfallende Mortalitäts- und eine zunächst gleichbleibend hohe Natalitätsquote, die zu einer Bevölkerungsexplosion führt, wie wir sie für alle Gesellschaften im Übergang kennen. Erst mit einer zeitlichen Verzögerung passt sich dann das Geburtsgeschehen dem veränderten Sterbegeschehen an, und zwar zum Teil in so radikaler Weise, dass es zu einer Überalterung und Übersterblichkeit in der Gesellschaft kommt, wie wir sie heute bei uns kennen. Diese Entwicklungen lassen sich mit den einschlägigen Daten für einzelne Orte, Regionen oder ganze Länder leicht nachvollziehen, wie ich bei meinen eigenen Forschungen mehrfach selbst feststellen konnte, und konstituieren spezifische gesellschaftliche Verhältnisse, die zu recht unterschiedlichen Antworten auf die zentralen Fragen des menschlichen Daseins führen: Welche Einstellungen haben wir zum Leben, welche zum Tod? Sind die Hoffnungen einer Gesellschaft mehr auf das Diesseits gerichtet oder auf das Jenseits? Welche Bedeutung messen wir dem Individuum bei, welche der Gemeinschaft bzw. Gesellschaft? Wie gehen wir mit unseren Gefühlen um und was bedeutet Krankheit für uns? Dass sich in einer Gesellschaft mit einer Säuglingssterblichkeit von 20, 30 oder 40 Prozent generative Verhaltensmuster anders entwickeln als bei entsprechenden Quoten im Promillebereich, dürfte leicht nachzuvollziehen sein, ebenso wie das Phänomen, dass sich unter solchen Bedingungen andere Beziehungsmuster im Umgang der Menschen mit ihrer Sexualität, ihren Gefühlen und ihren Mitmenschen ausbilden. Die Auseinandersetzung mit diesen und anderen Befunden der Historischen Demographie vermag dazu zu führen, Grunddispositionen der

menschlichen Existenz in ihrer Komplexität und in ihren kulturellen Ausprägungen besser zu verstehen, was allerdings nur möglich ist, wenn man neben den historischen Daten auch sozio-kulturelle, ökologische sowie biologische Aspekte konsequent berücksichtigt.

Am Anfang seines Buches über *Die verlorenen Welten* (1984: 9) schreibt IMHOF, dass dieses Werk nicht am Schreibtisch entstanden sei, sondern unterwegs auf Vortragsreisen in ganz unterschiedlichen Ländern dieser Welt. Obwohl der Denkansatz der Historischen Demographie auf der Beschäftigung mit europäischem Datenmaterial gründet, lässt er sich bei Vorlage entsprechender Materialien auch leicht auf außereuropäische Kontexte übertragen. Der anschließende Vergleich kann zu einem tieferen Verständnis globaler Entwicklungen führen, die erstaunliche Parallelen zu historischen Entwicklungen innerhalb unserer eigenen Gesellschaft aufweisen und mit einiger Vorsicht sogar bestimmte Prognosen für die Zukunft ermöglichen. Zugegeben, der ganze Ansatz basiert auf den von den ethnologischen Wissenschaften wenig geliebten quantifizierenden Verfahren, die von manchen ideologisch regelrecht verteufelt werden. Wie aber gerade Imhof in seinen Büchern zeigt, lassen sich diese Daten auch sehr gut mit qualitativen Befunden verbinden und auf diesem Wege besser verstehen. Voraussetzung dafür ist natürlich, dass man sich auf das Jonglieren mit Zahlen einlässt und sich um eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Ergebnissen bemüht. Dann ist auch eine harsche Kritik, wie sie etwa WOLFGANG KASCHUBA in seiner *Einführung in die Europäische Ethnologie* (1999) an der Historischen Demographie übt, eher obsolet. Seine Darstellung vermittelt nämlich eine recht schlichte Vorstellung von dem, worum es bei diesem Ansatz geht:

„Dort lässt sich mit Durchschnittszahlen etwa zur Lebenserwartung von Menschen im 17. oder 18. Jahrhundert zwar trefflich statistisch operieren, allerdings keine Vorstellung davon gewinnen, wie alt die Menschen damals wirklich wurden. Angesichts von hoher Kindersterblichkeit einerseits und doch erstaunlich langen Lebensläufen andererseits beschreibt eine Zahl von 43 Jahren als durchschnittlicher Lebenserwartung eigentlich das Gegenteil der historischen Erfahrung. Man starb ausgesprochen selten im 43. Lebensjahr,

Altersstruktur München 2010 (Prognose)

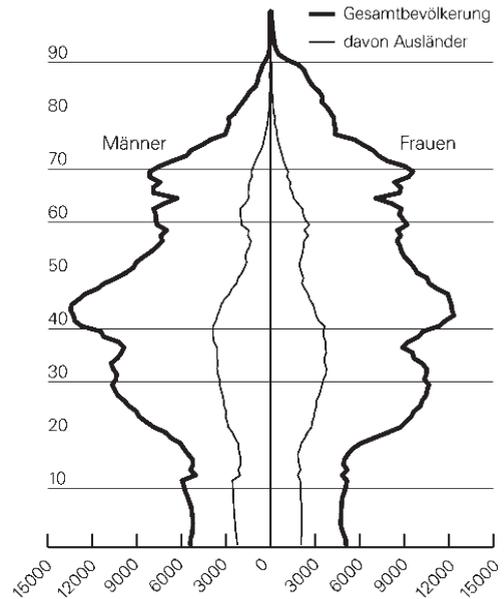


Abb. 1 Bevölkerungspyramide, Altersstruktur München 2010 (Prognose), Quelle: <https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/8/85/BevoelkerungspyramideMuenchenPrognose2010.png>

vielmehr entweder sehr jung oder doch auch für unsere Begriffe relativ alt“ (KASCHUBA 1999: 100).

Abgesehen davon, dass man ohne die Befunde der Historischen Demographie gar nicht wüsste, wie oft oder selten früher Menschen im 43. Lebensjahr „wirklich“ verstarben, beschränken sich die Berechnungen in solchen Studien keineswegs darauf, einen einzigen Mittelwert zu erheben, sondern es wird in der Regel sehr genau dazu geforscht, wie sich der Aufbau der Bevölkerung nach Geburtsjahrgängen darstellt oder wie sich die Lebenserwartung in unterschiedlichen Altersgruppen entwickelt. Das klassische Modell zur Veranschaulichung solcher Ergebnisse ist die bekannte Alterspyramide, die in der Gegenwart zwar mehr als Pilz erscheint, aber die dennoch schon auf den ersten Blick ein sehr viel differenzierteres Bild entwirft, als die Ausführungen von Kaschuba suggerieren.

Das Beispiel der Alterspyramide, die den Aufbau der Bevölkerung nicht nur nach dem Alter, sondern auch nach dem Geschlecht abbildet, ist

vielleicht geeignet, auf den zuvor bereits angesprochenen Wandel von Forschungsperspektiven einzugehen und Probleme anzudeuten, die sich nur schwerlich mit dem Ansatz der Historischen Demographie weiterverfolgen lassen. Der Gender-Diskurs hat uns inzwischen dazu gebracht, die Bipolarität der Geschlechter in Frage zu stellen und anzuerkennen, dass es neben dem weiblichen und männlichen Geschlecht weitere Formen von Geschlechtlichkeit gibt. Vor diesem Hintergrund wäre es interessant zu wissen, welche historischen Befunde sich dazu nachweisen lassen und wie sie unser tradiertes Bild relativieren können. Freilich dürfte es eher unwahrscheinlich sein, dazu statistisches Material aufzufinden. Daher werden sich die Forschungsenergien darauf zu konzentrieren haben, einzelne Beispielfälle zu identifizieren, um die historische Dimension zu beleuchten. Der Nachweis ihrer Existenz wird aber dazu führen, das liebgewonnene Präsentationsschema anzuzweifeln, das im Grunde überholte Geschlechterbilder perpetuiert.

Nichtsdestoweniger bleiben die Befunde der (Historischen) Demographie ein wichtiger Zugang zum Verständnis eigener und fremder Kulturen und eignen sich besonders dafür, verschiedene

Grundfragen der Medizinischen Anthropologie (konkret die nach Geburt, Leben, Sterben und Tod) genauer zu erörtern. Die flott und zum Teil provozierend geschriebenen Darstellungen von ARTHUR E. IMHOF stellen nach meinem Dafürhalten eine gelungene Einführung in diesen Themenkreis dar und sind noch immer lesenswert, auch wenn sie nicht mehr aus diesem Jahrtausend sind.

Literatur

- IMHOF, ARTHUR E. 1977. *Einführung in die Historische Demographie*. München: C. H. Beck.
- 1981. *Die gewonnenen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben. Ein historischer Essay*. München: C. H. Beck.
- 1984. *Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren – und weshalb wir uns heute so schwer damit tun ...* München: C. H. Beck.
- 1988. *Die Lebenszeit. Vom aufgeschobenen Tod und von der Kunst des Lebens*. München: C. H. Beck.
- KASCHUBA, WOLFGANG 1999. *Einführung in die Europäische Ethnologie*. München: C. H. Beck.
- KUHN, THOMAS S. 1967. *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp [orig. 1962. *The Structure of Scientific Revolutions*. Chicago: University of Chicago Press].



MICHAEL SIMON Prof. Dr., Studium der Ethnologie, Volkskunde und Allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität Münster 1976–1984; 1984 Magister; 1988 Promotion zum Dr. phil. ebd. (Dissertation: *Vornamen wozu? Taufe, Patenwahl und Namengebung in Westfalen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert*. Münster 1989); Wissenschaftlicher Mitarbeiter bzw. Assistent am Volkskundlichen Seminar der Universität Münster 1988–1997; *Venia legendi* für „Volkskunde“ ebd. (Habilitationsschrift: *„Volksmedizin“ im frühen 20. Jahrhundert. Zum Quellenwert des Atlas der deutschen Volkskunde*. Mainz 2003); Leiter des Bereichs Volkskunde am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. Dresden 1997–2000; Umhabilitation an die Universität Leipzig 1998; seit 2000 Professor für Kulturanthropologie/Volkskunde an der Universität Mainz.

Johannes Gutenberg-Universität Mainz
 Institut für Film-, Theater-, Medien- und Kulturwissenschaft
 Jakob-Welder-Weg 20, 55128 Mainz
 e-mail: pmsimon@uni-mainz.de